

Maß und Mitte statt Radikalität und Konsequenz

Festrede

von Bundesminister

Dr. Wolfgang Schäuble

anlässlich der Eröffnung der Ausstellung

Tödliche Medizin – Rassenwahn im

Nationalsozialismus

im Deutschen Hygiene-Museum

am 11. Oktober 2006 in Dresden

Wie kann eine Gesellschaft, die sich als zivilisiert betrachtet, ein Volk, das sich als kultiviert ansieht, in den Abgrund des Holocaust gelangen? Die Ausstellung, die wir heute eröffnen, liefert einen Teil einer Erklärung auf diese Frage, für die es eine Antwort, die man am Ende wirklich verstehen kann, niemals geben wird. Es ist ein dunkles Kapitel der Medizingeschichte, und es ist wichtig, dass wir die Erinnerung daran wach halten – gerade angesichts der Monstrosität dieser Verbrechen und der Verstrickung großer Teile unseres Volkes.

Die Geschichte von Euthanasie, Eugenik und Rassenhygiene ist Teil der unmenschlichen Rassenideologie der Nationalsozialisten, die zum millionenfachen Mord an so genanntem „unwerten Leben“, an Juden und anderen Minderheiten und eben auch an kranken und behinderten Menschen geführt hat. Aber was das Aufregendste an dieser Ausstellung ist: Die Ideen von Eugenik und Rassenhygiene sind nicht von den Nazis erfunden worden. Sie waren in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts unter aufgeklärten, fortschrittlich gesonnenen Menschen, nicht zuletzt unter führenden Wissenschaftlern in vielen europäischen Ländern, auch in den USA, weit verbreitet.

Vielleicht erklärt das ein wenig die aus heutiger Sicht nicht mehr nachvollziehbare, aber damals ganz selbstverständliche Bereitschaft führender deutscher Mediziner, Genetiker und Anthropologen, sich an der Ausführung der barbarischsten nationalsozialistischen Politik ganz selbstverständlich aktiv zu beteiligen. Das Dresdner Hygiene-Museum steht ja mit seiner Geschichte auch für dieses fatale Zusammenwirken. Es hatte schon bei seiner Einrichtung Ende der zwanziger Jahre einen Schau-raum zu Vererbung und Eugenik, der den Besuchern Grundsätze der so genannten Rassenhygiene vermitteln sollte.

Das war noch keine Propagierung der Nazi-Ideologie, wie es sie dann an diesem Ort in den dreißiger und vierziger Jahren gab. Aber es wies eben, wie wir heute wissen, in diese Richtung. Und deswegen ist es so wichtig, dass diese Ausstellung gerade hier gezeigt wird. Für unsere eigene Orientierung in unserer Gegenwart ist es unabdingbar, diese schreckliche Geschichte im Blick zu halten. Gerade angesichts von Versuchen, die Verbrechen der Nazi-Zeit zu verharmlosen, oder auch angesichts des Erstarkens rechtsextremistischer Parteien ist es immer wieder notwendig, an die fürchterliche Realität zu erinnern. Und natürlich ist die Frage, wie sich Wissenschaft und Moral zueinander verhalten, auch heute aktuell. Sie wird wahrscheinlich immer aktuell bleiben.

Die hitzigen Diskussionen, die seit Jahren bei uns, aber nicht nur bei uns, über bioethische Fragen, über Präimplantationsdiagnostik, Stammzellenforschung, aber auch über aktive und passive Sterbehilfe geführt werden, zeigen das. Im Grunde steckt schon im Namen der Ausstellung die ganze Perversion dessen, was uns hier begegnet. Medizin ist dazu da, Leben zu erhalten. Darüber war sich die Menschheit eigentlich lange einig. Der Eid des Hippokrates, immer noch das bekannteste Medizinerge-lübde, verpflichtet den Arzt darauf, seine Verordnungen „zu Nutz und Frommen der Kranken zu treffen“, und er untersagt ausdrücklich auch die Euthanasie. „Ich werde niemandem, auch nicht auf seine Bitte hin, ein tödliches Gift verabreichen oder auch nur dazu raten.“ Heute diskutieren wir über Sterbehilfe.

Natürlich kann man den Tod in bestimmten Situationen gegenüber der Verlängerung des Lebens, etwa bei unerträglichen Schmerzen und wenn Besserung außerhalb jeder Möglichkeit liegt, als Erlösung ansehen. Aber der Grat ist schmal, und man ist

eben schneller auf einer abschüssigen Bahn, als man sich das vielleicht vorstellen kann.

Das lehrt die Erinnerung an die Diskussionen nach dem Ersten Weltkrieg. Denen ging es allerdings – und das zeigt diese Ausstellung so eindrucksvoll – nicht um Grenzfälle menschlichen Lebens. Es ging ihnen überhaupt nicht um das Wohl des einzelnen Menschen, sondern es ging um das vermeintliche Interesse von Volk und Gesellschaft. Und manches, was damals durch die erstmals bekannt werdenden Vererbungsgesetze in den Blick kam, ist uns natürlich heute selbstverständlich – wie etwa, dass übermäßiger Alkoholgenuss oder das Rauchen zu schwerwiegenden Schäden bei den leiblichen Kindern führen können und deshalb zumindest in der Schwangerschaft zu vermeiden sind.

Aber das eigentlich Problematische sind ja nicht diese Einsichten. Die Diskussion wurde eben gefährlich durch die Einführung eines Konzepts von der Gesundheit des Volkskörpers. Denn damit fing es an, dass das individuelle Lebensrecht Einzelner gegen die Ansprüche der Allgemeinheit abgewogen werden konnte. Und das ist es, was uns heute zu Recht und hoffentlich für immer abstoßend und unerhört erscheint.

Am Anfang der Ausstellung steht ein Zitat von Karl Binding und Alfred Hoche aus ihrem Buch „Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens“ von 1920: „Denkt man sich gleichzeitig ein Schlachtfeld bedeckt mit Tausenden toter Jugend und stellt man in Gedanken unsere Idioteninstitute mit ihrer Sorgfalt für ihre lebenden Insassen daneben – und man ist auf das Tiefste erschüttert von diesem grellen Missklang zwischen der Opferung des teuersten Gutes der Menschheit im größten Maßstabe auf der einen, der größten Pflege nicht nur absolut wertloser, sondern negativ zu wertender Existenzen auf der anderen Seite.“

Damit fängt die Ausstellung an. Weder Binding noch Hoche waren Nazis. Binding war ein hoch angesehener, übrigens auch hoch betagter, Strafrechtler. Hoche war Professor für Psychiatrie an der Universität Freiburg. Und es wird eben hier der Rubikon schon eindeutig überschritten. Kriterium und Grenze für menschliches, wissenschaftliches, medizinisches Handeln sind nicht mehr die unantastbare Würde des Einzelnen, sondern der Einzelne, die individuelle Person, wird einem Nützlichkeits-

kalkül unterworfen. Das Leben wird erst lebenswert, wenn es einen bestimmten Beitrag zur Gesellschaft, ihrem Wohlstand, ihrer Sicherheit leistet.

Solche eugenischen Ideen waren in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts weit verbreitet. Aber – und das ist auch wichtig – es ist am Ende kein Zufall, dass es in keinem demokratisch verfassten Staat jener Zeit gelang, ihnen am Ende zum Durchbruch zu verhelfen.

Es wird ja gelegentlich auch ganz aktuell von Kritikern der demokratischen Ordnung geltend gemacht – meistens bezieht sich das auf die Regierung oder die gerade regierenden Parteien, manchmal geht es auch ein bisschen darüber hinaus –, dass die komplexen Entscheidungsmechanismen es erschweren oder gar unmöglich machen würden, wichtige Einsichten in die Praxis umzusetzen. Und an der Klage ist gelegentlich auch was dran. Ich will das gar nicht bestreiten.

Aber ich sage dann immer, dass die Zeiten, in denen in unserem Land politische Entscheidungen leichter getroffen und durchgesetzt wurden, nicht die besseren waren. Wir sollten also nicht zu schnell klagen. Unterschiedliche Interessen müssen eben ausgeglichen werden. Und wenn man sich über Verzögerungen von Entscheidungen oder vielleicht am Ende sogar über die Unmöglichkeit wirklich grundsätzlicher Reformen beklagt, darf man eben nicht übersehen, dass dabei immer vorausgesetzt wird, dass das, was momentan richtig erscheint, auch tatsächlich richtig ist und sich langfristig als richtig bewährt. Und dafür gibt es keine Garantien.

Immer wieder heißt es etwa über die Schweiz, dass dort manche Entscheidung erst spät zustande kommt, weil diese zum Teil schwerfälligen Mechanismen der unmittelbaren Demokratie unterliegen. Wer genauer hinschaut, kann feststellen, dass mit diesem Mechanismus auch unendlich viele Dummheiten politischer Entscheidungen vermieden wurden. Die Schweizer müssen manches gar nicht korrigieren, weil sie es gar nicht eingeführt haben, was wir selbst erst mühsam wieder zurückdrehen.

Checks and balances einer demokratischen, rechtsstaatlichen Verfassung sind eben nicht schlecht, sondern gerade auch in diesem Zusammenhang wichtig, weil es so

eine bessere Chance gibt, auf abweichende Stimmen zu hören und irreversible Entscheidungen zurückzudrängen.

Und so ist kein Zufall, dass sich in den demokratischen Staaten der zwanziger Jahre – auch in Deutschland gab es damals eine Demokratie, aber die Weimarer Republik ist am Mangel an Demokraten gescheitert – am Ende die warnenden Stimmen insbesondere aus dem katholischen Lager durchsetzen konnten, so dass die verrückten eugenischen Theorien in ihren radikalen Konsequenzen nicht Wirklichkeit wurden. Und ebenso wenig war es ein Zufall, dass dies stattdessen in einem totalitären und diktatorischen System geschah, das alle potentiellen und tatsächlichen Kritiker zum Schweigen brachte, notfalls mit Gewalt.

Es kam hinzu, dass die Ideologie des Nazi-Systems den radikalen Bruch mit den christlichen und humanistischen Traditionen des Abendlandes zum Programm erhob. Auch daran muss man erinnern. Goebbels hat das mit ungeschminktem Zynismus zum Ausdruck gebracht, wenn er sagte: „Wir vertreten nicht die Anschauung, man muss die Hungernden speisen, die Durstigen tränken und die Nackten bekleiden, das sind für uns keine Motive. Unsere Motive sind ganz anderer Art. Wir müssen ein gesundes Volk besitzen, um uns in dieser Welt durchsetzen zu können.“

Unter diesen Bedingungen ist es dann zu den wirklich mörderischen Konsequenzen der rassenhygienischen Ideen gekommen. Schon 1933 wurden die Zwangssterilisierungen bestimmter Gruppen legalisiert, rund 400 000 Deutsche wurden deren Opfer. Später, während des Krieges, kam es dann zu Massenvergasungen geistig Behinderter, und letztlich erreichte die nationalsozialistische Rassenhygiene in der fast vollständigen Vernichtung des europäischen Judentums ihren tragischen Tiefpunkt. Für deren Durchführung in den Vernichtungslagern nahm Hitler das Euthanasieprogramm zum Vorbild.

Die Erinnerung an diese Ereignisse und Entwicklungen wach zu halten, bleibt von grundsätzlicher Bedeutung, weil wir wenigstens versuchen müssen, aus der Vergangenheit zu lernen. Vielleicht ist es auch richtig, dass wir bei aller Begeisterung über wichtige, neue, oft genug tatsächlich revolutionäre wissenschaftliche Erkenntnisse dann doch nicht vergessen, dass wir als Menschen Grenzen haben und auch Gren-

zen brauchen, weil wir nur innerhalb solcher Grenzen Freiheit tatsächlich erfahren können.

Und die wichtigste Grenze, die unserem Handeln gesetzt ist, ist eben die Würde des Menschen, die unveräußerliche, unantastbare Würde jedes Menschen – unabhängig von Herkunft, Geschlecht, Hautfarbe, Religion. An dieser Würde, an dieser unverfügbaren Würde findet auch individuelle Freiheit ihre Schranke. Diese Würde ist tatsächlich unantastbar. Und das ist nicht nur der erste Artikel unseres Grundgesetzes, sondern es ist das rechtliche Fundament unserer freiheitlichen demokratischen Grundordnung.

Der Gedanke, der darin ausgedrückt ist, ist übrigens viel älter. Am Anfang der Neuzeit stand die Erfahrung der Freiheit und auch damals schon scheinbar grenzenloser Machbarkeit. Aber weil die Freiheit der Machbarkeit immer auch die Freiheit selbst zerstören kann, hat schon Pico de la Mirandola sein großes Werk über die Freiheit 1486 unter die Überschrift gestellt: „Die Würde des Menschen“.

Beim 50. Jahrestag der Dresdner Bombennacht hat Bischof Reinelt den Satz gesagt: „Wo immer in der Welt einer nicht mehr weiß, dass er höchstens der Zweite ist, da ist bald der Teufel los.“ Darin ist ausgedrückt, dass das Wissen um Grenzen und das Wissen, dass nicht alles machbar ist, die Voraussetzung dafür ist, dass die Freiheit sich nicht selbst zerstört. Am Ursprung des Irrweges, der am Ende zur mörderischen Euthanasie geführt hat, liegt die Verletzung genau dieser Einsicht in die Zusammengehörigkeit von Freiheit und Selbstbegrenzung.

Freiheit in Grenzen heißt Mäßigung. Und das gilt ganz allgemein, denn die Menschenwürde ist unverfügbar. Ich plädiere immer dafür – und ich will das nicht verschweigen, weil ich die Ambivalenz dessen kenne, was uns auch in aktuellen Debatten zu beschäftigen hat –, das Prinzip der Mäßigung und die Gefahr der Übertreibung in diese und in jede Richtung nicht aus dem Auge zu verlieren.

Wir haben vor einigen Jahren in Deutschland eine heftige Debatte über die Frage der Forschung an Stammzellen geführt. Die unterschiedlichen Standpunkte waren – wie

das manchmal so der Fall ist – fast unversöhnlich, und wir waren auch kaum noch fähig, die jeweils andere Meinung zu ertragen.

Ich habe damals – und es ist noch immer meine Meinung – die Auffassung vertreten, dass derjenige, der Neugier, Erkenntnis und Forscherdrang als wesentliches Element des Menschseins und damit als Teil der Menschenwürde begreift, vielleicht ein genauso tiefgehendes Verständnis von der Menschenwürde hat.

Allerdings ist man, wenn man nicht so leicht einen Gegensatz zwischen Menschenwürde und Forschungsfreiheit akzeptieren wollte, damals fast schon der Blasphemie geziehen worden. Ich habe dann gelegentlich versucht, die biblische Geschichte von der Vertreibung aus dem Paradies vielleicht auch so zu deuten, dass irdisches Leben in all seiner Begrenztheit ja gerade auch etwas mit der Neugier zu tun hat, erkennen zu wollen, was gut und böse ist.

Aber natürlich ist eben umgekehrt auch die Haltung zu verzeichnen, die den natürlichen Wunsch auf ein Kind oder nach Heilung oder Vermeidung von Krankheit oder Behinderung bei sich oder auch beim gewünschten Kind jedem anderen entgegenstehenden Argument überordnen wollte. Auch das ist Übertreibung und Verstoß gegen das Maß. Denn Menschsein bedeutet eben Begrenzung, auch Endlichkeit. Ohne Leid, Krankheit, Behinderung, Tod gibt es kein menschliches Leben, und deswegen gehört all dies genauso zum Humanen. Wer das ausblenden will, ist inhuman. Und der Weg des Inhumanen ist in dieser Ausstellung beschrieben.

Die öffentliche Debatte über die Bioethik und die Erweiterung der Grenzen der Machbarkeit ist bei uns inzwischen wieder abgeflaut. Man sieht, dass wir in unseren öffentlichen Debatten selbst in Fragen der Ethik einen schnellen Wechsel der Gegenstände aktueller Erregung, eine kurze Verfalls- oder Halbwertszeit haben. Diese Schnelllebigkeit ist vielleicht überhaupt eine der charakteristischen und problematischen Begleiterscheinungen unserer modernen Mediengesellschaft. Aber die Sache, um die es im Grundsatz geht, ist von bleibender Bedeutung. Und deshalb brauchen wir einen längeren Atem.

Wer mit offenen Augen die Entwicklung verfolgt, die von der Ausstellung „Tödliche Medizin“ dokumentiert wird, der wird finden, dass sie nicht diejenigen stützt, die sagen: Weil es in Deutschland zu jenen schrecklichen Ereignissen gekommen ist, deshalb müssen wir heute etwa gegen alle Formen von Stammzellenforschung sein. Es kann nämlich keine Rede davon sein, dass biologische oder anthropologische Forschung an sich damals zu eugenischen Konsequenzen geführt hätte.

Diese Konsequenzen ergaben sich, weil Menschen eigenmächtig die Grenze der menschlichen Würde außer Kraft gesetzt haben im vermeintlichen Interesse der Gesamtheit des Volkskörpers. Manche dieser Menschen waren Wissenschaftler, aber es war nicht *die Wissenschaft*, die dieses Verbrechen zu verantworten hat. Es war das Zusammenwirken von Menschen und einem politischen System, das die Würde des Menschen außer Kraft gesetzt hat.

Ich bin überzeugt, dass eine Besinnung auf den Zusammenhang von menschlicher Freiheit und ihrer Grenze in der unantastbaren Würde des Nächsten zu einer hilfreichen Gelassenheit in unseren oft unangemessen polemisch und polarisierend geführten Diskussionen führen würde. Eine solche Gelassenheit könnte vielleicht dazu beitragen, den schmalen Weg nicht zu verfehlen, der zwischen den Extremen einer ängstlichen Einschränkung jeder Freiheit einerseits und einer hybriden Selbstüberhebung, die keine Grenzen akzeptieren will, andererseits hindurchführt.

Ich wünsche mir mehr von dieser Gelassenheit und von dieser Mäßigung, weil ich überzeugt bin, dass wir auf dieser Grundlage die großen Herausforderungen, vor denen wir hierzulande und weltweit stehen, eher meistern können und weil ich im Übrigen auch überzeugt bin, dass gerade angesichts der Schnelllebigkeit mancher Debatten die Chance, dass wir nachhaltig einen Weg von Maß und Mitte finden, größer ist, wenn wir Übertreibungen in die eine wie in die andere Richtung vermeiden.

Erinnerung an Vergangenes, Gutes, Schlechtes und auch Katastrophales, wie es der Holocaust war, kann und muss helfen, die nötige politische und ethische Orientierung einzuüben – immer wieder. Wir werden niemals die Gewissheit haben dürfen, dass etwas selbstverständlich geworden ist, wir werden uns immer wieder neu bemühen müssen.

Die Geschichte unseres Volkes, unseres Landes und das, was in dieser Ausstellung gezeigt wird, zeigen, wie verletzlich alles ist. Deswegen ist meine große Hoffnung und mein Wunsch, dass die Ausstellung, die wir heute eröffnen, viele offene Augen, Ohren, wachen Verstand und offene Herzen findet, damit wir für unser aller Zukunft viel davon profitieren.